



## Alt, neu, altneu

Wohnungsbau „Lokomotive“ in Winterthur: Knapkiewicz & Fickert Architekten  
Kritik: Axel Simon

Dicht und seriell wie in einer  
Arbeiterstadt sind die Baukörper  
auf dem SLM-Areal ange-  
ordnet.

Modellfoto: Architekten

Den Geist aufgelassener Industrieareale erhalten zu wollen, kann ziemlich danebengehen. Zum Beispiel im Zürcher Stadtteil Neu-Oerlikon: Von den baulichen Zeugen des Industriezeitalters wurden aus ökonomischen Gründen kaum welche erhalten, an die Vergangenheit erinnert lediglich der Maßstab: Riesige monofunktionale Wohn- oder Büroblocks nehmen den Platz der ehemaligen Fabrikkolosse ein, und auch die vier neu geschaffenen Parks des Quartiers tun sich schwer mit ihren Reminiszenzen an die vergangene Zeit: Schornstein-Zitat, hallenartiges Rankgerüst oder geometrische Hügel. Nachdem Investoren und Entwickler innerhalb weniger Jahre über das Gebiet hergefallen sind, ist nichts mehr so, wie es einst war. Läden und Cafés fehlen, der öffentliche Raum ist zugig, die Erinnerung schmeckt schal.

Anders im benachbarten Winterthur. Auch dort brach die Maschinenindustrie zusammen, auch dort suchte man nach neuen Nutzungen. In Winterthur jedoch scheiterten allzu großmaßstäbliche Pläne am Willen der Bevölkerung, die Mitsprache, Durchmischung und Denkmalpflege forderte. Es setzte sich eine Haltung durch, die mittlerweile die „spezifische Winterthurer Langsamkeit“ genannt wird: In kleinen Schritten öff-

neten die Maschinenfabrik Sulzer und die benachbarte Schweizerische Lokomotiv- und Maschinenfabrik (SLM) ihre Tore für Zwischennutzungen; Lagerstätten und Gleisanlagen wurden zu Plätzen und kleinen Parks. Die repräsentative Sulzer Straßenfront aus gelbem Backstein ist unter Schutz gestellt. Viele der Gebäude dahinter konnten umgenutzt werden, oder sie wurden durch Wohn- und Gewerbebauten ersetzt – vom Alten blieb so viel erhalten, dass dem Neuen nicht die Rolle des Erinnerungsträgers zugemutet werden musste.

Das Werk der Lokomotivfabrik beginnt sich erst seit einigen Jahren zu wandeln. Es ist weniger dicht bebaut als der bekanntere Nachbar Sulzer, stärker mit kleinteiligen Wohnquartieren verzahnt. Und es verändert sich mit einem höheren Tempo. Während das Werk 1 noch industriell genutzt wird, stellte man Ende 2006 am westlichen Rand des Areals bereits einen Wohnkomplex aus vier 88 Meter langen Zeilen fertig: die „Lokomotive“ von Knapkiewicz & Fickert Architekten.

Die Zürcher Architekten setzen weder auf den Maßstab allein noch auf Elemente oder Bautypen aus der Vergangenheit. Ihre Strategien sind direkter: Rekonstruktion, Nachahmung und Verschmelzung mit dem Alten. Die „Lokomotive“



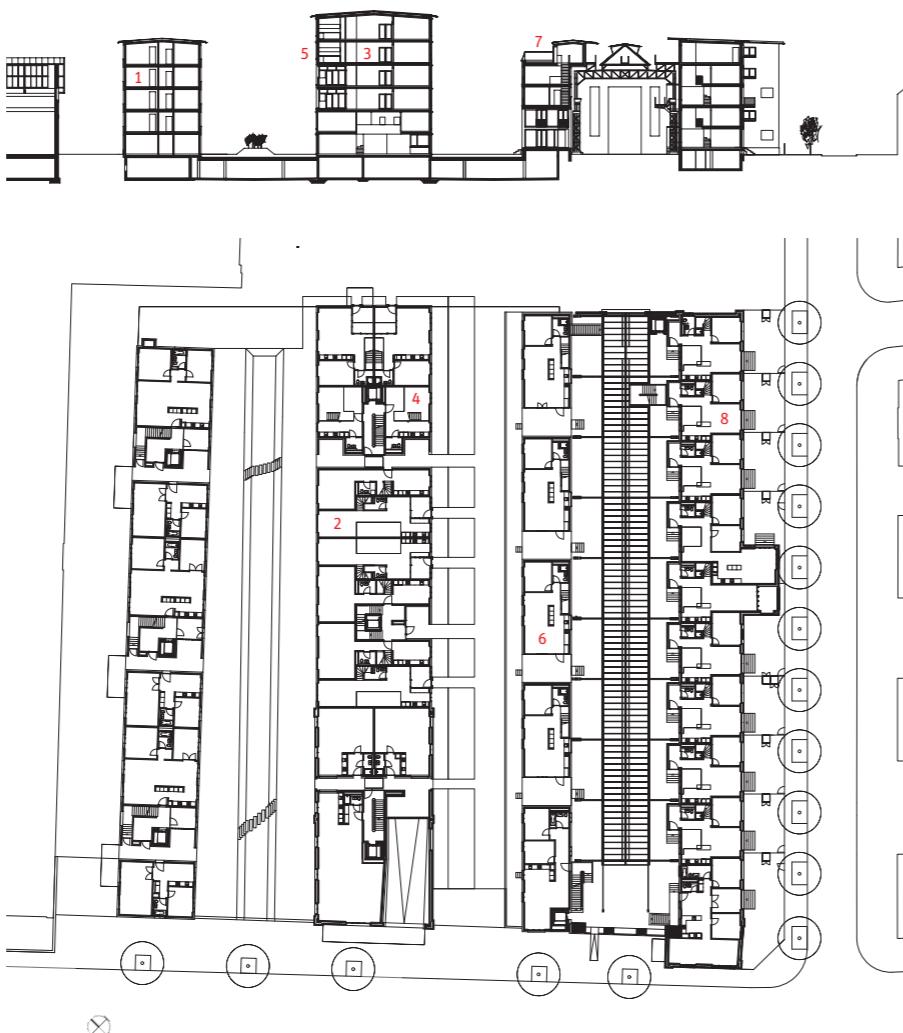
**Architekten**  
Knapkiewicz & Fickert, Zürich

**Mitarbeiter**  
Stefan Matter, Marcel Jann,  
Gianpiero Sibau, Marco  
Caviezel, Dejan Mikavica,  
Stefan Fürst

**Bauherr**  
CPV/CAP Coop Personalver-  
sicherung, Basel

**Bauingenieur**  
Dr. Lüchinger & Meyer, Zürich

**Totalunternehmer**  
Batigroup Generalunterneh-  
mung, Zürich

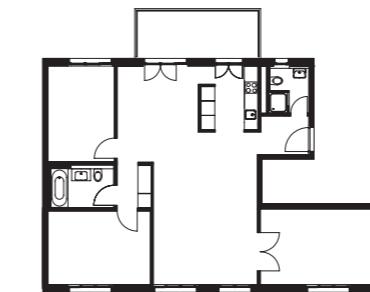


ist eine gebaute Erzählung. Sie wurde schon als „narrative Architektur“ bezeichnet, auch als „Milieuschilderung“; die Architekten selbst sprechen von „szenischem Entwerfen“. „Neapel“ nennen sie die neu gebildete Gasse, über die Balkone kragen, „St. Petersburg“ eine gelblich verputzte Front mit monumentalen Loggien, die wie Portale die ersten beiden Geschosse durchstoßen. Das ungleiche Ensemble in der nicht gerade nettesten Gegend von Winterthur setzt im Kopf des Betrachters eine Vielzahl an Bildern frei. Auf diejenigen in den Köpfen der Architekten muss man allerdings erst mal kommen: „Günter Behnisch – frühe sechziger Jahre“ oder „Kaserne aus der amerikanisch besetzten Zone“, so umschreiben sie die von ihnen lustvoll komponierte Tristesse, die Szenerien voller Melancholie, Banalität und Alltag.

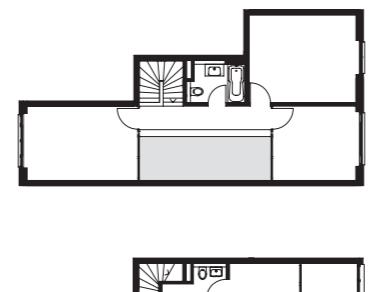
Eine solche Art der Heimatsuche ist in der jüngeren Schweizer Architektur nicht unbekannt: Miroslav Šik gebar mit seiner „Analogen Architektur“ Mitte der achtziger Jahre eine bleischwere Alternative zu Modernismus und süßlicher Postmoderne. Heute, da Šiks damalige Meisterschüler (unter anderem Valerio Olgiati, Christian Kerez, Quintus Miller und Paola Maranta) abstrakte Betongebilde bauen, nennt er seine ETH-Lehre „Altneue Baukunst“ und meint damit eine popu-

läre Bilderarchitektur, in der sich Tradition und Modernität in einer Art neuem Heimatstil aufheben. Auch Kaschka Knapkiewicz und Axel Fickert, wie Šik Anfang fünfzig, lieferten mit der „Lokomotive“ eine Art altneue Baukunst ab. Die jedoch ist in sich derart heterogen, dass man bei der Beschreibung der einzelnen Gebäude auf der Skala alt – altneu – neu weitere Zwischenstufen erfinden müsste.

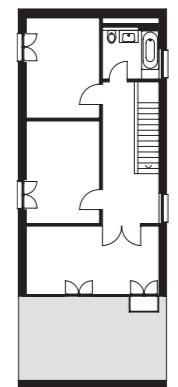
Einfach ist es mit dem „alt“: Einzig die ehemalige Eisenbushalle konnten die Architekten erhalten und integrierten sie als großen Gemeinschafts- und Erschließungsraum zwischen zwei Wohnriegeln. Als „altneu“ könnte man diejenigen Gebäudeteile bezeichnen, deren Fassaden verputzt sind – die Thermohaut wird durch ein glattes helles Gitter strukturiert, ausgefacht mit einem groben Kellenwurf in zwei dunkleren Farbtönen und hochformatigen Fenstern. Hier denkt man an die Stahl- oder Betonskelette alter Industriebauten, aber auch an den armen Wohnungsbau der Nachkriegszeit. Die mit Backstein verkleideten Bauteile – der südliche Riegel und der straßenseitige Kopf des mittleren – sind irgendwas dazwischen, sie sind „alt-altneu“: Erst auf den dritten Blick sind sie als Neubauten erkennbar. Mit ihren tektonisch gegliederten Ziegelflächen, den großen Fenstern und dem rational nicht



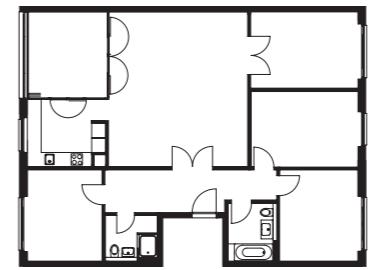
1 4,5-Zimmer-Wohnung



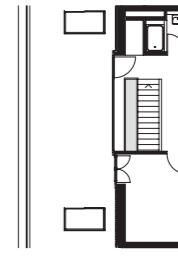
2 Maisonette im EG



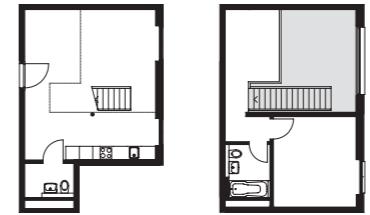
6 St. Petersburg



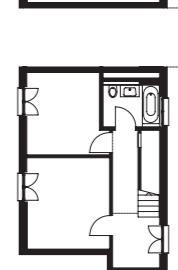
3 Hallenwohnung



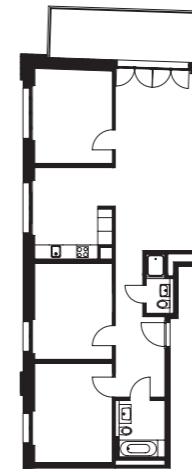
8 Maisonette mit grüner Box



4 2,5-Zimmer-Wohnung



7 Dachterrassen-Triplex-Wohnung



5 Kegelnbahnwohnung





Die alte Maschinenhalle dient als großzügige Erschließung für zwei Wohnzeilen mit Maisonetten.

Fotos: Walter Mair (Seite 21, 22 und 24); Michael Lio (Seite 23 und 25)

erklärbaren Annex, der bis zur Grundstücksgrenze vorspringt, sind sie mehr oder weniger Rekonstruktionen dessen, was hier einmal stand. Die Betonplatten der Balkone wirken wie nachträglich angefügt.

Und was ist „neu“ an der „Lokomotive“? Das Innere. Keine Lofts, wie man vielleicht erwarten würde, sondern 120 Wohnungen mit nicht weniger als 25 Typen, einige von ihnen so eigenwillig, dass man sie nach den Regeln der Immobilienbranche eigentlich als schwer vermietbar bezeichnen müsste (das Gegenteil ist der Fall). Die Architekten analysierten Vorteile und Nachteile der unterschiedlichen Lagen und Baukörperpfosten und deklinierten lehrbuchartig die möglichen Antworten darauf: Im mächtigenen mittleren Riegel besitzen die im Erdgeschoss liegenden Maisonetten einen zweigeschossigen Bereich, der nicht an der Fassade, sondern im Gebäudeinneren liegt. In den Wohnungen darüber bildet diese Mitte eine eingeschossige Wohnhalle und erinnert – nicht nur mit Details wie dem Gitterornament des Industrieparketts oder den Flügeltüren – an großbürgerliche Wohnungen. Derselbe Riegel wird am Kopf zur Agnesstrasse hin von je zwei Wohnungen pro Geschoss in Längsrichtung geteilt – eine weitere Mög-

keit, der inneren Enge des Miniquartiers zu entkommen. Die sehr viel schmaleren Riegel an der Gießereihalle erreichen dies mit den erwähnten „Loggia-Portalen“ und dem ebenso reizvollen wie irritierenden Blick in die leere Halle. Darüber liegen Triplex-Wohnungen, deren enge, gestapelte Welt durch den Genuss extremer Weite gesteigert wird: Man betritt sie im obersten Geschoss, von der Dachterrasse aus. Andere Wohnungen profitieren von Vorgärten, großen Balkonen am Siedlungsrand oder von der ansteigenden Raumhöhe unter den Satteldächern.

Leichthändig ist den Architekten diese Bandbreite von Wohnungstypen gelungen, und zwar deshalb, weil sie sich aus dem eigenen Fundus an Entwürfen bedienen konnten, teils über zwanzig Jahre alt und selten umgesetzt. Ihr Vorgehen ist eine unorthodoxe Suche nach Wohnlichkeit wie auch eine – mehr und mehr von jüngeren Kollegen adaptierte – Gegenstrategie zum Schweizer Detailfetischismus: Die Architekten bauen ihre Häuser zusammen mit Generalunternehmern und verschieben die Aufmerksamkeit weg vom (oftmals lausig ausgeführten) Detail hin auf den Bilderreichtum der Architektur und auf die Opulenz der Räume.

